Nachts.

Von Friedrich Karl Kretzmann.

Wolkendunkel, ohne Sterne
Liegt der Himmel ausgespannt,
Manchmal zuckt's in weiter Ferne
Wetterleuchtend überm Land.

Jüngst verrauschter warmer Regen
Träufelt noch von Blüth' und Blatt,
Jeder Tropfen deutet Segen,
Den der Herr gegeben hat.

Einsam noch am Fenster steh' ich,
Steh' nach ihrem Haus gewandt,
Und vom hohen Fenster seh' ich
Auf das neu erfrischte Land.

Nach dem jähen, thränenfeuchten
Liebesschmerz und Liebesglück
Blieb auch mir ein Wetterleuchten
In der tiefsten Brust zurück.

Wie die Tropfen, rollt noch leise
Manchmal eine Thräne hin,
Und mir sagt's geheime Weise,
Daß auch ich gesegnet bin.

Zur Geschichte des Spiegels.

Der Spiegel ist ein universelles Geräth. Er ist heutzutage das erste und unbedingte Erforderniß für einen Toilettentisch. Leider wird er hier jedoch nur selten zu der Bestimmung benutzt, die feine natürlichste zu sein scheint: zur Selbsterkenntniß — vielmehr macht er sehr häufig den Putztisch zu einem Altare, vor dem die Eitelkeit ihr eigenes Bild verehrt, vor dem sie es wie das Bildniß einer Schutzheiligen schmückt, beständig bemüht, jeden Reiz zu erhöhen oder jede Beschädigung der unbarmherzigen Zeit auszubessern. Desto nützlicher und werthvoller ist der Gebrauch des Spiegels in der Hand eines Jüngers der Wissenschaft, denn schon seit langer Zeit ist der Spiegel nicht allein der unentbehrliche Diener des menschlichen Schönheitsgefühles und der menschlichen Eitelkeit, sondern nimmt auch unter den Instrumenten des Naturforschers, des Astronomen, des Arztes einen höchst bedeutungsvollen Rang ein.

Bevor es Glasspiegel gab, diente polirter Stahl zur Rückstrahlung des Antlitzes, und nach den Schilderungen Homer's hatte Penelope sogar einen goldenen Spiegel. Wir erfahren ferner, daß sich Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe, bei ihrer Toilette stets eines Spiegels bedient, und sich dadurch von der „ehrbareren" Here und Kriegsgöttin Pallas Athene, welche sich nicht den Schein der Eitelkeit geben wollten, unterschieden hat. Als die schöne Helena den Gatten, das Vaterland und ihre Ehre um des feigen Paris willen vergaß, verfäumte sie es nicht, ihre goldenen Spiegel nach Troja mitzunehmen.

Plinius erwähnt auch silberner Spiegel, und es wird bemerkt, daß Praxiteles dergleichen unter der Regierung des Pomponius verfertigt habe. Nero soll einen Spiegel von Smaragd besessen haben; es ist aber anzunehmen, daß der Edelstein kein Spiegel, sondern vielmehr ein durchsichtiges Glas, und vielleicht auf ähnliche Weise, wie unsere Brillengläser, geschliffen war, denn Nero bediente sich desselben, um in der Arena den Gladiatorenkämpfen zuzusehen. An den Toilettentischen der vornehmen Römerinnen waren stets die gewandtesten Sklavinnen damit betraut, der Gebieterin den Spiegel zu halten und jeder Bewegung und Wendung ihres Kopfes geschickt zu folgen.

Daß auch in der neuen Welt die Spiegel nicht unbekannt geblieben, ist wohl sehr natürlich. Nach der Entdeckung Amerikas fand man denn auch den Gebrauch der Spiegel bei den Peruanern schon allgemein verbreitet; sie verfertigten dieselben aus schwarzer Lava und aus allen möglichen Metallen.

Später, als die Spiegel allgemeiner wurden und die venetianischen Krystallspiegel nicht mehr so theuer wie Brillanten waren, variirten die ursprünglich nur runden Spiegel in allen Formen. Zu den Handspiegeln mit Griff und Rahmen, meist in ovaler Form, kamen die Fingerspiegel in Ringen, die Fächerspiegel, die Spiegel auf Armbändern, Schuhen, und die Handspiegel auf Bürsten, Notizbüchern und ähnlichen Taschen-Requisiten in Gebrauch.

Obwohl der Spiegel ein Attribut der Toilette ist, so fungirte er doch auch bei religiösen Feierlichkeiten. Bei den Isisfesten hielten die Frauen Spiegel in der linken Hand und weihten sie dem Dienste der Göttin durch eine Spiegel-Ceremonie. Bei dem Jehova-Dienste waren die Dienerinnen des heiligen Tempels mit Spiegeln geschmückt.

Jean Paul behauptet, daß die Frau, auch in der tiefsten Verhüllung, an einem Spiegel vorübergeführt, es nicht unterlassen könne, hineinzusehen, und daran als weibliches Wesen zu erkennen sei. Mag es so sein oder nicht. Jedenfalls ist eine Gleichgiltigkeit gegen das eigene Aeußere ein großer Mangel an Aufmerksamkeit für die ganze Umgebung, und der Spiegel nicht nur als ein Schmeichler, sondern auch als ein Warner und Erzieher zu achten.

— Nach der Natur. A: „Warum geht denn unser Freund, der Maler, in jede Opernvorstellung?" — B: „Er macht Studien nach dem Nackten."

— Zur besseren Bewältigung. Erster Lieutenant: „Was, Kamerad, Schreibmaschine angeschafft?" — Zweiter Lieutenant: „Na, Liebeskorrespondenz wegen!"

Der Weg zur Bühne.

Ein Trauerspiel im Kleinleben von W. v. Schierbrand.

I.

Der Vorhang war, nachdem die gefeierte Sängerin sich wieder und wieder vor der rasend applaudirenden Menge verbeugt, gefallen, und hinaus strömte Alles nun, um Bemerkungen einzutauschen und, nach dem bewährten Spruch:

Wenn sich Herz und Seele laben,
Will der Magen auch was haben,

auch eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Es war eine fashionable Zuhörerschaft, so elegant und blasirt sie nur sein konnte und wie die hohen Preise, die die italienische Oper mit vier „Stars" erster Größe je zur Nothwendigkeit machte, es auch verlangten. Dennoch befand sich unter der Menge, die jetzt in das schimmernde, von einer Fluth elektrischen Lichts erfüllte Feyer des Auditoriums in Chicago strömte, auch der Theil der Bevölkerung der jungen Millionenstadt vertreten, der nicht gewöhnt war, im Golde zu wühlen, dem das Entree selbst dort oben in der heißen Gallerie ein finanzielles Opfer bedeutete. Es waren dies Musikbeflissene, arme aber enthusiastische Verehrer der Oper mit ihrem Reichthum an ergreifender Handlung und noch ergreifenderem Feuer. Ein Summen und Brummen ging durch die weite Halle, es war als ob die zurückgedrängten Gefühle sich nur erst freie Bahn brechen mochten. Man hörte lakonische Ausrufe:

„Ein Prachtweib!"

„Welche Stimme!"

„Das war 'mal wieder ein Genuß!"

Ganz abseits von Allen, in einer Ecke der Halle, saß ein Mädchen, das, den tiefschwarzen Lockenkopf ein wenig excentrisch in den Nacken zurückgeworfen, mit großen, grauen, schwarzbewimperten Augen, verzückt zum Plafond starrte und mit leisestem Piano die Arie vor sich hinsang, die eben die gefeierte Primadonna vorgetragen hatte. So fein, und so rein und leise, als spiele Jemand auf Gläsern, hörte sich's an. Niemand achtete darauf, nur ein hochgewachsener junger Mann, augenscheinlich ein Musiker, wandte sich überrascht um. Da brach sie ab und sah ihn erschreckt und verschüchtert an.

„Warum denn nicht weiter, Fräulein?" frug er. „Es ist ja ein Genuß zuzuhören."

Ihre grauen Augen schimmerten in einem seltsamen Glanze in Wehmuth und Freude.

„Ja, ich soll keine schlechte Stimme haben," sagte sie dann.

„Warum gehen Sie da nicht zur Bühne?"

„Ja, wenn das so leicht wäre — das kostet viel Geld und Zeit, und ich habe beides nicht."

„Nun, das würde sich wohl machen lassen," erwiderte der junge Mann. „Da muß man sich eben an andere Leute wenden. Wer sind Sie und wo wohnen Sie?"

Sie gab ihre Adresse an — ganz auf der Westseite, da wo nur hartarbeitendes Volk dicht zusammenwohnt.

„Nun, wissen Sie was, gehen Sie doch 'mal morgen Mittag zur Signora Meisselini, der bekannten Gesangslehrerin, und lassen Sie Ihre Stimme prüfen. Ich will Ihnen dort den Weg bahnen. Vergessen Sie's nicht — es wäre wirklich jammerschade um Ihre Stimme. Wissen Sie, ich verstehe mich ein bischen darauf. Mein Name ist Rumpf, Prof. Max Rumpf, haben ihn vielleicht schon gehört. Also auf Wiedersehen!"

Und der junge Mann sprang schnell die Stufen hinauf, denn der dritte Act sollte eben anfangen.

II.

Da stand sie nun am nächsten Tag vor der Gesangmeisterin, die zu ihr ruhig, kühl sagte: „Singen Sie mir etwas vor."

Signora Meisselini war eigentlich eine Deutsche von Geburt, und so setzte sie sich an's Klavier, präludirte und spielte dann etwas aus dem „Liebesfrühling" von Schumann-Heine.

Und schon setzte das Mädchen ein. Wunderbar zart und innig sang sie's: „Im wunderschönen Monat Mai, da alle Knospen sprangen". Ueber das bepuderte Gesicht der Lehrerin flog ein verwunderter Ausdruck. Am Ende rief sie: „Bravo! Das war ja geradezu reizend."

Und weiter ging es: „Aus meinen Thränen sprießen viel duftige Blumen empor", und dann weiter und immer weiter, bis Signora Meisselini schließlich aufsprang, das Mädchen umarmte, und voll Jubel und Staunen rief:

„Eine Diva — eine zweite Patti — Sie haben ja eine Goldgrube in Ihrer Stimme."

Dann, etwas ruhiger: „Seit 10 Jahren bin ich jetzt Lehrerin, aber eine solche Stimme, ein solch feiner musikalischer Instinkt ist mir noch nicht vorgekommen — solcher Stimmelz bei solcher Kraft — wo haben Sie das nur her, Mädchen?"

Martha Mengs — so hieß das jugendliche Phänomen — aber stand da wie mit Purpur übergossen, keines Wortes mächtig. Und nun trat auch, unangemeldet, Prof. Rumpf herein, schritt auf Martha zu und schüttelte ihr die Hand.

„Na, habe ich zuviel gesagt, werthe Freundin?" sagte er.

Genug — der Beweis war da, daß Martha's Stimme und ihr Bühnentalent allerersten Ranges seien und nur der Ausbildung bedurften. Und damit dies geschehen, und ein solches Talent nicht ungenützt verwelke, zu diesem Ende steckten nun die Beiden, der junge Musiker und die Gesangslehrerin, die Köpfe zusammen. Schließlich hatten sie ihren Plan ausgeheckt.

Nur wenige Wochen später waren die Mittel beschafft, um Martha eine gründliche musikalische Erziehung zu geben. Ein großes Gala-Concert, das Professor Rumpf in der Central Music Hall gegeben und bei dem ein Dutzend der tüchtigsten Kräfte der Stadt mitgewirkt, zu dem auch die „Stars" der in der Stadt anwesenden Oper ihre Mithilfe und Anwesenheit nicht versagt hatten, hatte die Mittel ergeben — an die $2,000 waren dabei erübrigt worden, und wer war glücklicher als Martha! Der Traum ihres Lebens sollte in Erfüllung gehen. Sie sollte eine berühmte, gefeierte, reiche Sängerin werden, von der die Welt sprechen und singen würde, deren Stimme den Tausenden und Abertausenden der gebildeten Welt zur Freude und zum Genuß ertönen sollte.

Zwei Jahre lang studirte sie in Chicago und New York. Schon begann die kunstverständige Welt von ihr zu reden, und schon manches empfindliche Ohr war durch den Wohllaut ihres herrlichen Organs entzückt worden. Die Eltern, arme, mit der Noth des Lebens kämpfende Leute, die nur mit Mühe und Entbehrungen die große Familie zu ernähren vermochten — denn Martha hatte noch sechs jüngere Geschwister — waren ebenso entzückt und ebenso erstaunt über den ungeahnten Erfolg ihres Kindes wie diese selbst. Und auch sie wähnten sich schon in Gedanken auf den hellen Höhen des Daseins, dort wo der Wohlstand und das Glück wohnen.

III.

Seit einem Jahr war Martha in Deutschland — um ihrer Stimme den letzten Schliff und sich selbst die Bühnengewandtheit und das Repertoire von Rollen anzueignen, das noch erforderlich war vor ihrem Debut auf der Bühne der großen Oper.

Ab und zu schrieb sie ihren Eltern, wie sie in Frankfurt lebe und was sie für reizende Collegen gefunden habe, und wie sie sich schon auf ihr baldiges erstes Auftreten in der großen Oeffentlichkeit freue.

Dann aber — schon die letzten 4 Monate — trat Stillschweigen ein. Die Eltern erfuhren nichts mehr von ihrem Wunderkinde. Nur eines Tages langte — es war einige Tage vor Weihnachten — eine Photographie an von Martha. Es war eine rechte Künstlerphotographie — Stellung des Körpers, Pose des Kopfes, sogar der Faltenwurf des Kleides und der Aufschlag der Augen waren genau vorher berechnet und bestellt.

Lange saß die Mutter vor dem Bilde und studirte Zug um Zug, achtete genau auf jede Eingelheit des Costüms. Dann schüttelte sie traurig den Kopf. „Das ist mein Kind nicht mehr," sagte sie mit einer Stimme, in der der Schmerz zitterte.

* * *

Und in der That—hätte sie Martha heute erblickt, sie hätte wohl kaum ihr Kind in der eleganten, von reichen Lebemännern und Börsenspekulanten umflatterten Gestalt wiedererkannt, die eben, nachlässig im Fond der Equipage lehnend, die breite Allee, die nach dem Palmengarten führt, herabkommt.

Das also war jetzt Martha! Deßhalb hatte sie sich mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend auf die dornenvolle, von glänzender Verführung rechts und links eingerahmte Laufbahn der Bühnensängerin begeben, um nun, da sie nahezu am Ziele, der Corruption Europas zu unterliegen? Traurig, aber so war's.

Ach, wer es kennt, dieses Leben der Entbehrung, das die angehende Künstlerin, nach Ruhm und Glanz lechzend und doch nur gewöhnlich mit den geringsten, ungenügenden Existenzmitteln für diese ihre schwerste Zeit ausgerüstet, in dem ihr neuen, mit soviel Reizen ausgestatteten Europa durchkosten hat, den kann es kaum wundern, wenn dieses junge, unverdorbene Wesen den Verführungskünsten der schmeichelnden Männerwelt schließlich erlegen war. Ohne sittlichen Halt, ohne eine Seele bei sich zu haben, die ihr im rechten Moment das Wahre vom Falschen zu unterscheiden lehrte— verdamme sie wer mag, aber Martha war nur eine von den Vielen, die Amerika jedes Jahr über das Salzwasser schickt, um in ihrem Berufe Meisterin zu werden und die anstatt dessen straucheln und fallen.

Doch halt — das Ende! Der Abend kam zuletzt, wo Martha, deren jetziger „Beschützer" ein Mann von Einfluß und großem Reichthum war, ihr Debut machen sollte. Es war auf der Hofbühne einer großen Stadt. Und nach dem ersten Act wurde sie ohnmächtig von der Bühne getragen. Die Erkenntniß, daß ihre herrliche Gabe, ihre Wunderstimme, die noch vor einem Jahre zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt hatte, vorbei, für immer vorbei sei, hatte ihr das Herz gebrochen.

Der Intendant, Graf Tiefenthal, stand an ihrer Seite, als Martha die Augen müde und traurig aufschlug. Er lächelte fein, etwas ironisch.

„Ja, mein Fräulein, mit der großen Oper, da wird es wohl nichts mehr werden — aber sonst — —" eine vielsagende Geberde, die sich auf die üppige Figur des Mädchens bezog —

Martha schlug ihm in's Gesicht und brach in einen Weinkrampf aus. Sie wurde nie mehr auf der Bühne erblickt.

Tiefer und tiefer sank sie innerhalb weniger Jahre. Wie tief — das werden ihre Eltern hoffentlich nie erfahren.

Und als sie neulich, nach einem Champagnergelage, bewußtlos nach ihrem Zimmer gebracht ward und am Morgen der Arzt mit bekümmertem Antlitz an ihrem Lager stand, das von einem Blutsturz roth gefärbt war, da lebte sie nur noch wenige Stunden.

An ihrer Bahre standen nicht die Herren der Kunst, und die Presse widmete ihr keinen schwungvollen Nachruf. Es war ja nur eine arme Verkommene, die dort in fremder Erde eingescharrt wurde.

Edelfrau und Jude.

Von W. Vogler.

Zu dem eisernen Bestande des deutschen Lustspieldichters gehört der reiche Bankier mehr oder minder mosaischer Herkunft, der sich eine Gattin aus uralttem adligem Hause erkoren hat, eine Dame, die ihren weitverzweigten, aber nicht mehr ertragsfähigen Stammbaum, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, mit dem schlichten, aber um so nahrhafteren Range einer Commerzienräthin oder einer Frau Consul eingetauscht hat; sie kann natürlich die ahnenstolze Vergangenheit nicht vergessen, und die dadurch entstehenden Verwicklungen laufen meist darauf hinaus, daß die blaublütige Gemahlin den Gatten tyrannisirt und ihre Kinder mit Grafen und Baronen verheirathen will, während die Tochter doch für den armen, aber edlen Comptoristen des Vaters, der Sohn für die nicht minder arme, aber tugendhafte Putzmacherin der Mutter erglüht.

Das ist ohne Zweifel Alles sehr komisch und endigt jedesmal mit dem Sieg des Mutterherzens über den Ahnenstolz. Wir wollen nun hier nicht untersuchen, ob das Fazit derartiger Ehen im Leben stets das gleiche lustspielmäßige Gepräge trägt, wie auf der Bühne — an sich ist jedenfalls die Beobachtung ganz interessant, daß ein solcher Bund hentzutage der dramatischen Literatur keine tragischen, sondern ausschließlich humoristische Motive liefert: Das ist eine Errungenschaft der modernen Zeit — wie lange ist es her, daß eine solche Verbindung überhaupt möglich erscheint. Und darum lohnt es sich vielleicht, einmal zurückzublättern in den Büchern der Geschichte und das Schicksal zu verfolgen, wie es etwa die Vorfahren des Herrn Bankier X. und seiner hochgeborenen Gattin Thekla, nee de Y., getroffen haben würde, wenn sie einen Herzensbund einige Jahrhunderte vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und Elektrizität zu schließen gewagt hätten. Tief tragische Effekte erzielt da der Stoff, der uns Modernen höchstens vim comicam prästirt, — er vertieft und erweitert sich zugleich zu einem grellen Schlaglicht auf die socialen, kulturellen und religiösen Zustände jener Zeit. Es ist kein sogenanntes „berühmtes Liebespaar", um das es sich hier handelt — es sind Dutzendmenschen, durchaus in dem Gedanken- und Gefühlskreise ihrer Familien aufgewachsen; um so seltsamer, daß sie sich gefunden, um so eigenartiger das Geschick, dem sie erlagen.

Mitten in die gewaltigen Gährungen der Reformationszeit führt uns unser Stoff—in jene Zeit, da zwei Welten in hartem Kampfe auf einander platzten, von denen die eine, die ausgelebte scheidende, noch die Gestaltung des äußeren Lebens fast ausschließlich beherrscht, während die andere, die kommende, mächtig die Geister aufrüttelt und langsam, aber unwiderstehlich auch die Formen der Vergangenheit zu sprengen und zu lockern beginnt, damit den Boden vorbereitet, auf dem der Samen der modernen Cultur wurzeln und sprießen konnte. Noch ist freilich wenig von der letzteren zu spüren und gerade den Juden kommen ihre Segnungen noch recht wenig zu Gute. Zwar ist die Zeit der blutigen Verfolgungen vorüber und die Bedeutung der Juden in der Vermittlung des Geldverkehrs im Großen wie im Kleinem ist namentlich durch die ewige Geldnoth in Fürstensitzen, Ritterburgen und Bauernhütten erheblich gestiegen— von einer sozialen oder gesellschaftlichen Annäherung zwischen Christen und Juden ist aber noch nicht die Rede.

Solcher Art ist der Kulturboden, auf dem sich unser Roman abspielt. Die Heldin desselben entstammt dem angesehenen Rittergeschlechte der von Cronberg, jenen unruhigen Nachbarn der freien Reichsstadt Frankfurt, welche ihr jahrhundertelang nach ländlich-sittlicher Ritterart so viel zu schaffen gemacht hatten, und, wie ein Frankfurter Chronist ingrimmig bemerkt, an ihr erstarkt und wuchtig geworden war. Um die Wende des 15. Jahrhunderts hatten die Ritter von Cronberg indeß nicht nur ihren dauernden Frieden mit Frankfurt geschlossen — mehrfach sind Herren von Cronberg Stadthauptleute — sondern sie hatten auch, als ein verhältnißmäßig wohlsituirtes Geschlecht, das es „nicht nöthig hatte", dem alten Raubritterleben Valet gesagt; sie betheiligten sich nur noch an Unternehmungen größeren Stils, im Dienste benachbarter Dynasten, wie des Pfalzgrafen, aber als freiwilliger Helfer bei den Spähnen, Fehden und Kriegszügen geüppter Freunde. Auch so fehlte es den Cronbergern nicht an Abwechslung und ritterlicher Waffenübung, denn die Zahl der verwandten Geschlechter war groß — sie erstreckte sich auf fast alle angesehenen Familien Nassaus, der Wetterau, der früheren Grafschaft Katzenellenbogen, der Pfalz etc. Auch Franz von Sickingen war den Cronbergern nahe verwandt; und als dieser kühne Abenteurer im zweiten Dezennium des 16. Jahrhundert sein verwegenes Spiel begann, das ihm selbst eine Fürstenkrone, seinem Stande aber, dem hart um seine Existenz kämpfenden, mehr und mehr verarmenden Ritterthume eine neue Blüthe erobern sollte, da finden wir unter seinen treuesten Helfern auch die Ritter von Cronberg, vor Allem einen von ihnen, Hartmuth, der nicht nur die politischen Ziele seines Freundes und Verwandten theilte, sondern auch den lebhaftesten und thatkräftigsten Antheil an den kirchlichen Reformbestrebungen nahm, die von Sickingens Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit" aus so mächtig für die Sache Luthers gewirkt haben. Durch diese Bestrebungen kam Hartmuth von Cronberg auch in engere persönliche Beziehungen selbst, die auch dann noch fortdauerten, als der ritterliche Vorkämpfer der Reformation, in Sickingens jähen Sturz verwickelt, ein heimathloser Flüchtling dem Erbe seiner Väter den Rücken wenden und in die Ferne ziehen mußte, um erst nach 19-jähriger Irrfahrt durch die Gnade des Landgrafen Philipp von Hessen wieder in seine Stammburg einzuziehen.

Von Hartmuths Geschwistern hatten die beiden jüngsten, sein einziger Bruder und eine Schwester den geistlichen Stand erwählt, die beiden anderen Schwestern waren vermählt, die älteste, Clara mit einem Herrn von Riedesel, die jüngere, Lorch oder Lorche (Leonore) mit Wolf Cemmerer von Worms, genannt von Dalberg. Lorch ist um das Jahr 1500 geboren — ihr Vater, Johann von Cronberg, Amtmann zu Oppenheim, Erbtruchseß von Mainz und Vicedom zu Aschaffenburg, starb 1506 — und war im Jahre 1527 bereits Wittwe, nachdem sie ihrem Gatten, zwei Töchter und einen Sohn geboren hatte. Acht Jahre lang lebte sie als Wittwe still vor sich hin — so schien es — nur der Erziehung ihrer Kinder sich widmend, bis zum Jahre 1535. Zu Anfang dieses Jahres erkrankte sie und beschließt mit Vorwissen eines Verwandten, Wolf von Dalberg, der sie besucht, sich zu dem Doktor Hermann nach Köln zu begeben, den sie von Heidelberg aus kennt. Mitte März bricht sie auf und fährt in Begleitung eines kleinen Mädchens und eines Bauern, eines Hintersassen Wolfs zu Herrnsheim, zu Wagen nach Bingen. Hier aber ändert sie mit einem Male ihre Route: sie läßt den Wagen zurückgehen und reist mit ihren Begleitern rheinaufwärts nach Mainz und von dort nach Frankfurt, von wo sie sich zu Wagen nach Erfurt begibt. Acht Tage nach ihrer Abreise treffen Friedrich und Wolf von Dalberg, die noch ohne Nachricht von Lorche sind, zusammen, und es regt sich die Besorgniß in ihnen, was aus ihrer Verwandten in Köln geworden sei. Sie senden einen Boten zu Doktor Hermann, der natürlich von Lorche nicht das Geringste weiß.

In der Woche Quasimodogeniti (4. April) bringt der von Lorche zurückgekehrte Bauer einen Brief, der zugleich an Friedrich von Dalberg und Lorchens Schwester Catharina von Cronberg gerichtet ist. Aus diesem Briefe ergibt sich, daß Lorche sich in Erfurt befindet; sie gesteht „mit kläglicher Schrift", daß sie sich heimlich verheirathet habe, guter Hoffnung sei und um Jakobi (25. Juli) niederkommen werde. Obwohl ihre Ehe nicht standesgemäß sei, wolle sie diese doch nicht verschweigen, da ja die Ehe frei sei und von Niemandem verboten werden könne. Sie erbietet sich, alle Kleider und Kleinodien gegen einen „ziemlichen Pfennig" auszuliefern, da sie dieser so wie so sich entledigen müsse, und empfiehlt ihre Kinder, die sie vorher zu ihrer verwittweten Schwester gegeben, dem Wohlwollen der Verwandten.

Auf diesen Brief antworteten Wolf und Friedrich von Dalberg im Verein mit dem inzwischen herbeigeeilten Hartmuth von Cronberg, indem sie den Nachweis verlangen, mit wem Lorche sich verheirathet; sie erbieten sich, standesgemäße Versorgung gewähren zu wollen, falls Lorche das Verhältniß löse und zu ihren Kindern zurückkehre. Lorche antwortet aber, sie habe sich mit einem Juden, genannt Jacob, verheirathet, dessen Vater Alexander heiße; beide wohnten zu Groß-Gerau unter dem Landgrafen von Hessen. Der Jude habe schon eine Frau und vier Kinder, doch sei es ihm nach jüdischer Art nicht verboten, die eine zu verlassen und eine andere zu nehmen. Sie habe Niemanden lieber, als diesen Juden, mit dem sie schon drei Jahre im Verhältniß stehe, und den sie nicht verlassen könne, was man ihren Kindern nicht entgelten lassen möge.

Inzwischen war Lorche in Erfurt mit ihrem Geliebten zusammengetroffen und von ihm nach Wittenberg geleitet worden. Hier weite sie einige Monate und gab einem Kinde das Leben. Sie hatte Luther aufgesucht, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, und obgleich dieser, sehr mißtrauisch „per fictos nonnas et generosas meretrices" geworden, nur mit großer Vorsicht ihr entgegenkam, wurde er doch durch ihre Persönlichkeit sehr für sie eingenommen. Er nahm sich ihrer mit Rath und That an, suchte sie in ihrem Jammer und ihren Thränen zu trösten und wurde dem neugeborenen Kinde Pathe. Daß seine Schutzbefohlene aus edlem Geschlecht war, erkannte Luther bald; und auch vor ihrem Charakter muß er Hochachtung empfunden haben, denn er spricht wiederholt von ihr in seinen Briefen an Justus Menius in Eisenach als von einem „vortrefflichen Weibe"; und als sie Anfang August von Wittenberg schied, empfiehlt er sie seinem Freunde auf's angelegentlichste als eine Unglückliche, die vielleicht gefehlt habe, an der er aber Samariterdienst üben solle.

Und in der That — Luthers Menschenkenntniß hatte ihn nicht getäuscht; das bestätigte ihm wenige Tage, nachdem die Fremde Wittenberg verlassen hatte, ihr Bruder Hartmuth, der ihrer Spur gefolgt war. Von ihm erfuhr Luther den Zusammenhang der Dinge, und nun wandte er seine ganze Beredtsamkeit auf, um für die Unglückliche die Hülfe der Verwandten zu erbitten; es gelang ihm auch, Hartmuth milde zu stimmen und ihm das Versprechen abzunehmen, für seine Schwester zu sorgen. Hartmuth konnte dieses Versprechen ja auch um so leichter geben, als inzwischen der Hauptstein des Anstoßes aus dem Wege geräumt ward. Nach dem letzten Brief Lorchens an ihre Verwandten hatte diese beschlossen, die Stand und Ehre so weit vergessen hatte, einem Juden zu folgen, zwar nicht an Leib und Leben zu strafen, aber unter allen Umständen aus dem Verhältniß zu lösen — und das gelang ihnen denn auch auf eine Weise, die ebenso radikal wie originell genannt werden muß. Sie wenden sich zunächst an den Kurfürsten von der Pfalz und durch dessen Vermittelung an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen um Beihülfe, und „der Zufall will", daß die Abgesandten dem Juden, der ihnen zufällig persönlich bekannt ist, begegnen — und zwar, wie es scheint, noch auf sächsischem Gebiet. In seinem Aeußeren erschien der Jude als ein Edelmann zu Pferde, angethan mit einem verbrämten Rock, einem Hut mit Zindel überzogen, und mit Federbusch. Die Unterredung mit ihm ergibt, daß er Lorchen vor sechs Tagen in Wittenberg verlassen habe. Da sich nun die Abgesandten vergewissert haben, daß sie vor Lorchens Mann stehen, zu dessen Vergewaltigung sie keinen Befehl haben, so entschließen sie sich kurzerhand, weil sie ihn doch nicht lebendig ausliefern können, ihn zu erstechen. Das wird auch sofort ausgeführt. Die Mörder binden nach der That das Pferd an einen Baum, lassen des Erschlagenen Wehr dabei liegen, und nachdem sie die Leiche des Geschmeides und eines in der Tasche steckenden silbernen Dolches beraubt haben, verschwinden sie vom Orte der That.

Soweit der einfache Bericht aus der Feder Wolfs von Dalberg, eines der Verwandten Lorchs; der Bericht, im Weimaraner Archiv befindlich, war wohl dazu bestimmt, den Kurfürsten Johann Friedrich über das Resultat der Jagd auf den Juden aufzuklären, der es gewagt, eine Edelfrau zu minnen. Weitere Folgen hat die That, die verzweifelte Aehnlichkeit mit einem ganz gewöhnlichen Raubmorde besitzt, nicht gehabt. Selbst das Mitleid, das Luther der unglücklichen Frau entgegengebracht, verstummt dem Manne gegenüber: Luther erwähnt den Tod des Juden in zwei Briefen, am 24. August 1535 an Justus Menius, und am 6. September an Spalatin. Das erste Mal schreibt er: „Der Verführer von Hartmuth's Schwester, jener Jude, hat einen sehr schlechten Ruf, ebenso wie seine Eltern; bei uns herrscht auch die Meinung, daß er mit Recht getödtet worden ist." Das zweite Mal sagt er nur kurz chronistisch, daß der Jude „auf der Reise von Lorchens Verwandten getödtet wurde."

Die Frau sei von ihren Verwandten in Frieden berufen worden, und aus Schlesien — wohin sie offenbar geflüchtet war — gewichen. Ueber ihre weiteres Loos schweigen die Dokumente — ihr Loos aber war zweifellos kein freundliches mehr, so lange sie noch auf Erden weilte.

Dreieinhalb Jahrhunderte deckt die kühle Erde, was irdisch war an dem eigenartigen Liebespaar. Aber die Gedankenwelt, aus der heraus jener Bund geschlossen wurde, hat inzwischen ihre siegreiche Laufbahn über die Erde vollendet — und was damals mit Blut gebüßt wurde, das ist heute ein Lustspielstoff — ein Thema höchstens für die Chronique scandaleuse der Gesellschaft. Die Liebesdramen der Gegenwart spielen sich auf anderem Boden ab.

Berliner Blut.

Der kleine Alexander Kruppke war ein ganz überaus gesunder Junge. — Trotzdem hatten ihn kürzlich mal die Masern befallen und dies schien auf sein Sextaner-Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. — Als er nämlich bereits wieder in der Stube umherspielen durfte und zum Frühstück drei belegte Butterbrode gegessen hatte, da meinte sein guter Vater eines Tages: „Nun Alex (so nannte er ihn, um ihn von Alexander dem Großen zu unterscheiden) jetzt kannst Du denn also wohl auch bald wieder in die Schule gehen, nicht wahr, mein Junge?" —

„Nee, weeßte Vater, entgegnete der Kleine in unverfälschtem Dialekt, det woll'n mer doch vorlaifig man noch lassen. Sowat machen wer nich. Ick fühle mir noch sehre schwach!" — Und die Sache unterblieb noch einige Tage.

Hierauf erneute Anfrage des Herrn Papa: „Na, liebes Alerchen, wie wäre es denn jetzt mit der Schule? Du hast gestern zum Abendbrod doch schon ein fettes Eisbein mit Sauerkraut verzehrt, mein Junge!"

„Det schtimmt, Vaterken! Aber mir is ooch in de Nacht janz schlimm dadruf jeworden! Wir woll'n doch man lieber teene Unvorsichtigkeiten hejeh'n! De Schule könnte mir doch noch zu sehr anstrengen!"

Und abermals verging eine halbe Woche reichlich. —

„Na höre mal, mein Sohn, sprach aber jetzt Vater Kruppke mit großer Energie, „jetzt meine ich denn doch bestimmt, daß Du in die Schule mußt. Du warst doch in den letzten Tagen von früh bis spät auf der Straße und hast Dich umhergetrieben, wenn Du jetzt noch länger die Schule versäumst, so kommst Du ja bei der Versetzung nicht nach Quinta!"

„Ach, wat mir dadran liegt! So'n Quintaner is schließlich ooch blos 'n Mensch un nich' mehr, als unser eener! De Hauptsache is de Jesundheit! Wat nutzt mir die janze Bildung, wenn ick nachher als elendijer Krippel durch de Welt loofen soll! Ick bleibe noch aus de Schule fort!"

Und so geschah's. —

— Sein Trubel. Arzt: „Haben Sie je mit Ihren Lungen Trubel gehabt?" — Patient: „Nein, immer nur mit denen meiner Frau."

Ein Altmeister der Kunst.

Altmeister und Großmeister zugleich im Reiche der deutschen Kunst hat der berühmte Maler Adolf Menzel jüngst seinen 80. Geburtstag gefeiert und die gebildete Welt hat ihm dazu alle erdenklichen Ehrungen bereitet. Zu den besten Gaben, welche zu diesem Tage geboten werden konnten, gehört jedenfalls die Idee der „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft", eine volksthümliche Ausgabe ihrer Publikation: „Das Werk Adolf Menzels" zu veranstalten, eine Ausgabe, die durch ihren bescheidenen Preis auch weiteren Kreisen zugänglich ist, und doch einen Ueberblick über das Schaffen des Meisters in seiner ganzen Vielseitigkeit gewährt. Ein gut Theil des deutschen Volkes kennt ja nur einen Theil der Persönlichkeit Adolf Menzel's: den über Alles geschätzten, naturtreuen Kleinmaler, dem an virtuoser Handhabung der Wasserfarbentechnik kein Zweiter gleichkommt. Aber so sehr Adolf Menzel trotz seiner achtzig Jahre unsere Bewunderung herausfordert durch das, was er ist, die ganze Bedeutung seines Wesens enthüllt sich uns doch erst, wenn wir wissen, was er war, was er vor vier oder fünf Decennien schon war, durch sich, aus sich allein. Damals schon hat er dieselben Wege gefunden, die ein gutes

Adolf Menzel.

Menschenalter später von den Anderen als neue Entdeckung bejubelt wurden. Sehn wir heute Menzel's frühe Arbeiten an, halten wir ihnen das entgegen, was in ihrer Zeit sonst auf verwandten Kunstgebieten geschaffen wurde, so wird uns erst die ganze Größe dieses starken, selbstherrlichen Genius klar, der allein Recht hatte und Recht behielt gegen eine Welt und diesen Sieg gewann, weil eben er allein in dieser Welt von Unnatur und falschen Schönheitsbegriffen mit stillem, gläubigem Herzen auf seine große Lehrmeisterin vertraute: die Natur. Das genannte Werk bringt nicht weniger als 31 Vollbilder und über hundert Textillustrationen. Die ersteren stellen durch Hauptbilder die einzelnen Phasen der Entwicklung Menzel's von seinen Jugendwerken an — 1836 ist das älteste Datum, das vertreten ist — dar und zwar in rühmenswerthen Vollständigkeit. Unter den letzteren finden wir namentlich interessante Lithographien, Studien, Skizzen, Holzschnitte aus den Illustrationen zu Friedrich's des Großen Werken — deren geist- und anmuthreiche Schönheit leider viel zu wenigen Menschen zugänglich ist—, Illustrationen für andere Werke, Adressen, Porträts u. s. w.

Die Wallfahrtskirche zu Rankweil.

An der Mündung des Laternser Thales in Vorarlberg liegt der Marktflecken Rankweil, überragt von einer weitberühmten schönen Wallfahrtskirche, welche unsere Abbildung darstellt. Der Flecken ist uralt, er wird schon zu Zeiten der Merowinger erwähnt und führte damals den romanischen Namen „Vinomna". Hier bestand im 7. Jahrhundert eine Reichsmal- oder Gerichtsstätte, später ein kaiserlich freies Landgericht, das sich bis Hohenrätien erstreckte. Jahrhunderte lang wurde auf dem nahen Hügel Müsinen, jenseits des Frut